

Bewegte Bahnen.

Von Mrs. Mary Holmes.

(5. Fortsetzung.)

„Mein Benehmen mag Ihnen selbsterstehen.“ — sagte die alte Dame endlich nach einem tiefen Seufzer — „aber ich kann nichts anderes; ich muß endlich Ruhe haben vor dieser wüthenden Leidenschaft. Vor fünfzig Jahren nannte ein liebes Mädchen mich Mutter, und ihr Gesicht glich dem Ihres, junger Mann. An einem Sommermorgen verließ sie uns, und überall vermischten wir sie. Aber sie kam nie mehr zu uns zurück, und als ich sie wieder sah, lag sie im Sarge, kaum 20 Jahre war sie alt. Sie starb in dem Bewußtsein und Glauben, von mir im Jenseits verlassen worden zu sein; denn als ich gehört hatte, sie habe einen Mann geheiratet, der ihr nicht ebenbürtig sei, verfluchte ich sie und sagte, sie sei nicht meine Tochter. Von jenem Tage ab aber bis zu dieser Minute hat mich der Wurm der Reue niemals verlassen, weil mir immer die Worte im Ohrs klingen, die sie sterbend mir hinterließ: „Saget meiner Mutter, um der Liebe willen, die sie einst zu mir getragen, möge sie nun mein Kind lieben.“ Aber ich habe das nicht gethan. Ich hätte mein stolzes Herz sogar gegen den kleinen Knaben, und nun verlange ich nach ihm, — verlange nach jenem Kinde, das es meine schwache Hand stützte, meinen zitternden Fuß leitete und meine letzten Lebensstunde berührte.“

Die alte Dame schweigt, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte laut auf. Auf's höchste erschüttert, sah Walter der Weinenben gegenüber, nicht eines Wortes mächtig. Es war ihm alles zu plötzlich, gar zu überraschend gekommen. Also das war die Mutter seiner Mutter, die in herzoglichem Stolz ihr Kind verlor, selbst kalt und ungerührt am Sarge desselben gelieben war, weil es, dem Zuge seines Herzens folgend, in den Augen der Welt das Verbrechen bezogen hatte, „unter Stand zu heirathen.“ Aber statt einer kalten, herzoglichen Frau sah er sich nun gegenüber einem von tiefer Reue zerrissenen Weibe, dessen Antlitz lange, schwere Leidensstage und harte, bittere Seelenkämpfe verricht. Es traten ihm die Thränen in die Augen; er eilte auf die Weinende zu, ergriß ihre beiden Hände, bedeckte sie mit Haaren und stieß hervor:

„Meine Großmutter, meine arme Großmutter! Ich hätte diese Stunde meine unglückliche Mutter erlebt!“

Die Großmutter breitete ihre Arme aus, zog ihren Enkel in inniger Umarmung an sich und weinte auf's neue bitterlich.

„Ach, daß ich Ellen, meine verstopfene Tochter, noch einmal sehen, daß ich das furchtbare Unrecht sühnen könnte! Doch wie danke ich Gott wegen des unverdienten Glückes, daß er mich ihr Kind wiederfinden ließ!“

Dann zog sie Walter neben sich und erzählte ihm in ergreifender Weise, was sie in den letzten zehn Jahren geküßelt, wie Gott sie geprüft hatte. Mit ihrem Gatten und der einzigen überlebenden Tochter hätte sie die Heimath verlassen, weil die innere Unruhe sie fortgerissen, weil das Anbeten an ihr verdorrtes Kind ihr nirgendwo Raft gegönnt. Sie wollte den trüben Bildern entfliehen und in der Welt Perseveranz suchen. Sie seien deshalb nach Europa gereist, aber schon bald und kurz hintereinander seien ihre beiden Angehörigen ihr durch den Tod entzogen worden. — die Tochter in den schottischen Bergen, der Gatte an den Ufern des Rheins. Dort wäre ihr jüngster, noch unvermählter Sohn zu ihrem Troste herbeigekommen; aber auch ihn hätte sie achtzehn Monate vor ihrer Rückkehr nach Amerika ins Grab legen müssen. Mit gebrochenem Herzen wäre sie dann nach London gegangen, und von jener Zeit datire eine vollständige Veränderung ihres Innern.

Bei ihrer Rückkehr nach Boston habe sie sich zunächst zu Williams Vater, ihrem ältesten Sohne begeben. Aber in dessen Familie hätte sie sich nicht heimlich fühlen können. Zwar wäre sie mit Herzlichkeit begrüßt und mit Aufmerksamkeit behandelt worden; da sie aber gewußt, daß ihr Sohn sehr stark verdächtig sei, so hätte sie sich des Eintrages nicht erwehren können, ihr Benehmen sei mehr die Ursache der freundlichen Aufnahme, als sie selber. Als sie gelegentlich nach dem Kinde Elens gefragt, hätte ihr Sohn gleichgültig geantwortet, er glaube, Walter hätte sich als Kommissar oder dergleichen in New York auf; außer William jedoch sei Niemand von der Familie mit ihm bekannt.

Vor einigen Tagen sei sie nach New York gekommen, um sie keineswegs daran gedacht, neben William auch ihren zweiten Enkel bei Mrs. Reeves, einer ihrer Bekannten aus früheren Jahren, zu finden.

In Gedanken verloren, hätte sie Walters Eintritt in den Saal nicht bemerkt; als er aber mit Jesse an ihr vorübergegangen, habe es sie durchzuckt, ein Zug seines Gesichtes habe sie an ihre Tochter Elen erinnert. Als habe Gott ihr Gebet endlich erhört

und wie von höherer Macht dazu gedrängt, habe sie sich im Herzen gefragt: „Sollte dieser stattliche junge Mann Elens Kind sein?“ Und es sei eine gewaltige Aufregung, eine namenlose Angst und Sehnsucht über sie gekommen. Und als dann Walter abermals vorübergefahren, als er in ihrer Nähe stehen geblieben und als er endlich aus dem Munde Mrs. Reeves den Namen „Walter Marshall“ gehört, da habe sie volle Gewißheit gehabt. „Es ist meiner Ellen Kind — er ist!“ — o habe es in ihrem Herzen gejubelt, aber dasselbe sei auch wieder so vollkommen gewesen, daß sie hätte laut cusschreien mögen und sie am ganzen Körper gezittert habe. Dann aber als Walter abermals in die Nähe gekommen, da habe sie sich ermannt, und alle gesellschaftlichen Rücksichten vergessend, habe sie nur noch ein Verlangen gehabt, sich ihm zu offenbaren. — Und auf's neue drach sie in Thränen aus und schluchzte:

„Das habe ich gethan; nun weilt Du alles. Walter, hier bin ich, Deine Großmutter, welche ihren Enkel um Verzeihung fleht, da ihr verstopfenes Kind längst der klüß Raizen bedt. O Ellen, schau vom Himmel herab, und zum Zeichen, daß Du mir vergeben, lasse Dein Kind mich lieben!“ so jammerte das einst so stolze Weib in herzzerreißenden Klagen.

Walter, von Rührung überwältigt, war aufgesprungen und hatte seine Großmutter umarmt; dann sagte er mit zitternder Stimme:

„Weine nicht mehr, Großmutter! Deine Ellen hat Dich gehört; ich will Dich lieben, wie immer nur ein Sohn seine Mutter geliebt. Ich will Deine Leidensstage erheitern und hoffe darin neuen Muth zu finden, mein schweres Geschick zu ertragen.“

„Dein schweres Geschick?“ — forschte sie, auf's neue beängstigt. — „Kind, Du ledest? Sage mir, was Dich drückt, klage mir Dein Leid; ich will ja nun Deine Mutter sein — ach, unglückliches Kind, dessen Lebensweg niemals ein liebender Mutterthun erweitert hat.“

Indes ehe Walter antworten konnte, hörte man sich nähernde Schritte, und gleich darauf trat Jesse, von William begleitet, ein. Dieser hatte mit Fleiß die unerwartete Ankunft seiner Großmutter erzählt, und es war ihm recht willkommen, als Jesse den Wunsch ausgesprochen, derselben vorgeführt zu werden. Nach langem vergeblichen Suchen hatte er endlich von Mrs. Bartons gehört, Mrs. Bellenger sei mit Walter hinweggegangen.

„Auf mein Wort“, dachte er, „der nimmt seinen Vortheil rasch genug wahr.“ und eine heimliche Furcht überfiel ihn, Walter möchte ihm bei der reichen Großmutter den Rang ablaufen. Sein Verdacht konnte auch keineswegs verschwinden, als er bei seinem plötzlichen Eintritt Mrs. Bellenger und Walter in zärtlicher Umarmung fand. Krampfhaft ballte er seine Faust, und ein leiser Fluch stach sich über seine Lippen. Walter stellte Jesse als seine Zuzugsgehilfen und Freundin vor, was dem Hafe Williams neue Nahrung gab. Dem scharfen Auge Jesses war es nicht entgangen, daß sowohl Walter als auch seine Großmutter sich von einer heftigen Gemüthsbewegung zu erholen suchten, deren unverkennbare Spuren noch vorhanden waren. Daraus schloß sie, daß die Begegnung mehr als eine konventionelle gewesen, daß vielmehr eine völlige Ausöhnung zwischen Bellengers und den Marshalls stattgefunden hatte, was ihr eine innige Freude gewährte. Es entwickelte sich recht bald eine lebhaftere Unterhaltung in dem kleinen Räume, bei welcher nur William Bellenoer den Einsilbigen abgab. Auch vom Familienfriedhofe des alten Farmhauses war die Rede, wo der schlichte Gedensstein das Grab der Mutter Walters anzeigte, und Thränen traten in die Augen der alten Dame. William wurde unruhig, und wer ihn in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde einen Zug in seinem Gesicht bemerkt haben, der innere Qual verräth; als jetzt gerade eine Pause eintrat, warf er scheinbar gleichgültig zu Walter gewendet, die Frage vor:

„Hast Du lange nichts mehr von Mrs. Ellen Howland gehört?“

„Es mögen etwa drei Wochen sein, und damals hatte ich ihr Zustand nicht verändert. Im Winter ist sie immer schwach, wenn sie mich auch in diesem Winter schämmer zu sein scheint, als sonst.“

„Arme Ellen“, seufzte Jesse. „Ich fürchte, sie wird nicht lange mehr bei uns auf der Erde bleiben.“

Mrs. Bellenger interessirte sich lebhaft für Ellen Howland. War es der Name Ellen, der sie zu dem tranken Mädchen hinzog, oder war es ein dunkler Drang, daß es auch hier eine Schuld der Bellengers zu sühnen gese?

„Ich werde die arme Ellen Howland zu trösten suchen; schon in nächster Zeit werde ich nach Deerwood reisen; denn mächtig zieht es mich zu dem Grabe meiner Ellen hin.“ — sagte die

alte Dame nicht ohne innere Bewegung, und als William und Jesse sich entfernt hatten, fuhr sie zu Walter gewendet, fort: „Nun klage mir, wie einer Mutter, was Dich drückt. O, ich errathe es; ist es nicht das Schicksal Deines armen Vaters, was Dir auf der Seele lastet?“

Walter nickte stumm.

„Weißt er noch? Wo weilt er? Kann ich nichts für ihn thun, damit ich eingemachen meine schwere Schuld zu sühnen vermöchte?“ drang sie in Walter.

„Das ist es ja eben, Großmutter, daß ich auf alle diese Fragen nur ein Nein habe, was mir so viele trübe Stunden verurtheilt. Ja, wüßte ich, wo mein unglücklicher Vater trübsel und verlassen weilt; wie würde ich zu ihm eilen und alles aufbieten, um die Welt von seiner Unschuld zu überzeugen und den Namen Marshall von dem an ihm haftenden Schmach zu befreien.“

„Es gibt nichts, was Deinen Namen lesedle!“ sagte die alte Dame fest. „Glaubst Du denn an die Unschuld meines Vaters?“ forschte Walter freudig ausblühend.

„Jawohl. Meine Ellen hat nie daran gezweifelt, ich thue es auch nicht.“

„Dank, herzlichen Dank! Bis dahin war es mir ja nur gelungen, Jesse Graham von der Unschuld meines Vaters zu überzeugen.“

„Miß Graham ist ein liebenswürdiges Mädchen, welches mich sehr für sich eingekommen hat. Ist sie mit William verlobt?“

„O nein, nein!“ rief Walter erdtend. „Ich glaube nicht, daß Jesse jemals den Bewerbungen Williams Gehör schenken wird.“

„Verzeihe mir, wenn ich in Deine Herzensgeheimnisse eindringt,“ und sie ergriß den jungen Mannes Hand, „aber Du liebst Jesse Graham?“ Ihre milben Augen blühten ihn forschend an. „Hoffnungslos!“ stöhnte Walter.

„Nicht hoffnungslos, mein Kind. Wir Frauen haben in dergleichen Dingen ein scharfes Auge, und das mirrige hat in dem Herzen der schönen Jesse gelesen, daß sie Deine Liebe erwidert. Sei geduldig; warte und sage nicht. Gott hat uns zusammengeführt, er wird uns weiter helfen. Aber was wird man im Saale denken,“ fuhr sie fort, „man wird Dich vermissen. Komm, begleite mich; ich will meine Freude jedem verkünden, der ein Interesse daran nimmt.“

Im Saale war allerdings unterdes eine kleine Bewegung entstanden. Zunächst waren es die beiden Busenfreundinnen Mrs. Bartons und Mrs. Reeves, welche das Benehmen der Mrs. Bellenger auffallend gefunden hatten. Erstere war zwar bekannt, daß Mrs. Bellenger die Großmutter Walters sei, aber sie wußte eben so wohl, daß sie die Marshalls hässe.

„Sie ist nicht mehr die stolze, selbstbewußte Frau, welche sie früher war.“ — bemerkte Mrs. Reeves. — „Sie hat sich in den Jahren ihrer Abwesenheit außerordentlich geändert; es scheint schweres Leid über sie gekommen zu sein. Was mag sie nur von Mr. Marshall wünschen? Wie seltsam, sich ihm selber vorzustellen!“

„Allerdings seltsam! Und was mag es sein, was den Stolz der Frau beugte? Sollte sie nicht doch Reue darüber empfinden, ihre Tochter Ellen einst verloren zu haben?“

„Ich verstehe nicht. Gib's da noch eine geheime Familiengeschichte, welche ich nicht tenne.“ forschte Mrs. Reeves. Die Gefragte merkte, daß sie schon bereit war, abzuwehren, als ihr erlaubt war; sie suchte den Fehler wieder gut zu machen, indem sie leuchtend erwiderte:

„Mrs. Bellenger hatte eine reizende schöne Tochter, welche ihr Herz an einen armen, aber intelligenten Landmann verlort und ihn heirathete. Diese Tochter wurde enterbt und verstoßen.“

„Aber was gäbe es denn da zu betonen?“ meinte Mrs. Reeves. „Ich würde nie duben, daß einer meiner Angehörigen „unter Stand“ sich verheirathete.“

Doch schon ja Mrs. Bartons ähnliche Ansichten nach außen trug, so geschah dies doch nur, weil es so zum gesellschaftlichen Tone gehörte; ihr Herz und ihr Verstand sprachen anders. Das Schicksal der Eltern Walters, welches Jesse ihr so ergreifend zu schildern verstanden, hatte sie nicht unberührt gelassen, und darum war sie über die Herzlosigkeit, welche sie in der Bemerkung Mrs. Reeves ausgesprochen fand, doch entrüstet. Um so mehr reizte es sie, ihre längst geplante kleine Rede an ihrer „Busenfreundin“ zu üben.

„Es ist eigentümlich“, sagte sie mit scharfer Betonung, „daß meist diejenigen am abfälligsten über das sogenannte „unter Stand“ heirathen urtheilen, welche selbst keine Gedanken daran gefunden, eine Ehe „über Stand“ einzugehen, bei welcher doch ein Theil sich so scharf verurtheiltien gesellschaftlichen Vergehens schuldig gemacht haben muß.“

Mrs. Reeves erbleichte; von diesem Erfolge ermuthigt, fuhr die Sprecherin fort:

„Als ich jüngst in Deerwood war, um meine Entlein abzuholen, traf ich mit einer Person von ca. 70 Jahren zusammen, welche man Tante Debbys nannte. Ihr Familienname ist Marshall. Sie hatte ihre Jugend in Leicester verlebte und erinnerte sich von der her an eine Freundin Charlotte, deren Vater herumziehender Aesfeldler und Hausirer gewesen war; diese Charlotte selbst, ein fleißiges und

fluges Mädchen, war Fabrikarbeiterin, was sie aber nicht abhielt, als sich ihr die Gelegenheit bot, einen wohlhabenden Kaufmann zu heirathen und diesem nach New York zu folgen, wo derselbe sein Vermögen rasch vermehrte. Die einst arme Fabrikarbeiterin verkehrte dann in den ersten Gesellschaftskreisen mit einer Sicherheit, als sei das stets so gewesen, und es kam ihr nie in den Sinn, das Gehe „über ihren Stand“. Es hat mich gebauert, daß Tante Debbys für Familiennamen ein schwaches Gedächtniß hat und sich nicht mehr des Namens des Mannes erinnern konnte, der ihre Freundin Charlotte „unter Stand“ heirathet hatte, sonst wären wir ja vielleicht in der Lage, zu erfahren, wie diese Charlotte über solche Heirathen hätte denkt.“

Mrs. Reeves hatte wiederholt die Farbe gemehelt und gitterte vor innerer Erregung; was sie so lange forschem verborgen, war nun doch verathen. Erzählte Mrs. Bartons arglos, konnte sie wirklich den Familiennamen der Charlotte nicht, oder verstellte sie sich, um sie um dochhafter an der empfindlichsten Stelle zu vernunden. Auf alle Fälle durfte sie jetzt keine Gereiztheit zeigen. Es würde sich schon Gelegenheit zur Reue geben bieten, so suchte sie sich zu beruhigen.

„Fälle, wie einen solchen Ihre „Tante Debbys“ Jemen berichtet, wird's ja ungeweßhaft manche geben“, erwiderte sie scheinbar unbefangen; „indes verleihe ich nicht, was diese Erzählung mit meiner Ansicht über Heirathen „unter Stand“ zu thun hat. Ich glaube, daß Sie, Mrs. Bartons, über dergleichen bisher gleich mir geachtet hätten.“

In diesem Augenblicke näherte sich Mrs. Bellenger, geführt von Walter Marshall, ihrem früheren Platte und stellte die beiden Damen als ihren Entel, den Sohn ihrer lieben Tochter Ellen vor, den hier zu finden ihr Gott das Glück verliehen habe. Erstauent horchten die Damen auf und vergaßen ihren häuslichen Pflichten. Mrs. Reeves kam diese Mitteilung ganz überraschend, und Walter fügte natürlich bei ihr durch solche vornehme Bewauptlichkeit sehr im Werth. Dagegen war Mrs. Bartons das Familienverhältnis keineswegs unbekannt; war sie bestrebt und in Staunen verlegte, war vielmehr, daß Mrs. Bellenger ihren Entel vor der Welt anerkannte und ihn als den Sohn ihrer „lieben Tochter Ellen“ vorstellte, ungeachtet des Namens, welcher an dem Namen Marshall haften. Da mußten wichtige Veränderungen vorgegangen sein, welche ja vielleicht auch auf ihre Pläne, die sie in Bezug auf Jesse verfolgte, von Einwirkung sein konnten.

Die Mitteilung von dem Vorgang, welcher sich soeben in dem Nebentablett abgepielt, ging wie ein Lauffeuer durch den Saal. Walter war der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Jesse strahlte vor Glück und Freude; denn unter dem Schutze der in hohem Ansehen stehenden Mrs. Bellenger schien ihr die gesellschaftliche Stellung Walters gesichert.

Achtes Kapitel.

Auf dem Krankenlager.

„Wenn die Blätter fallen, trehe ich wieder!“ hatte William Bellenger verführerisch dem armen Mädchen zugeschworen, dessen Herz er zum Spielball einer süchtigen Laune gemacht hatte. Das Laub im Garten und Wald, im Thal und auf den Höhen war längst dahingewellt.

Ellen Howlands Wangen wurden täglich farblos, der Ausdruck ihres Gesichtes immer fiesamer, und ihr schwärmerischer Blick verrieth eine innere Unruhe, welche niemand aus ihrer Umgebung verstand, und deren Ursache sie ja auch nicht verrathen durfte. Mit jedem Morgen, der nach einer schlaflosen Nacht, während welcher sie die Kissen mit den Thränen ihres Kummer benezt, heranbrach, flüßerte ihre Hoffnung ihr zu: „Heute wird er kommen!“ Aber wenn dann die Sonne sank und der Abend seine düsteren Schatten verbreitete, sah sie ihre Erwartung bitter gelüßt.

Endlich kam er. Es war an einem hellen Tage in der zweiten Hälfte des November. Ellen, welche traurig träumerisch durchs Fenster schaute, sah ihn den Weg herunterkommen und auf das stille Farmhaus zuschreiten. Mit einem Freudenschrei barg sie ihr Gesicht in das Sofaflächen. Besorgte eilte ihre Mutter hinzu. „Was ist Dir, mein Kind?“

„Ich bin schwach und krank und träume!“ antwortete sie, und Thränen glänzten in ihren großen Augen.

In diesem Augenblicke öffnete Tante Debbys die Thüre und führte William Bellenger herein.

„Sieh da, Mr. Bellenger“, sagte sie. Nachdem er alle begrüßt und Ellen warm die Hand gedrückt, erzählte er, eine weitere Reise habe ihn über Deerwood geführt, wo es einen mehrstündigen Aufenthalt gegeben, den er gern benütze, um die Bekanntheit des vorigen Sommers zu erneuen. Freundlich lud er dann Ellen zu einem kurzen Spaziergang ein, welche Einleitung diese mit freudestrahlendem Gesicht einnahm.

Nun erzählte William dem so vertrauten und glücklich zu ihm aufschauenden Mädchen, wie während der traurigen Monate seiner Abwesenheit nur ein Bild ihm vorgegeschrieben, nur eine Stimme in seinem Ohr geklungen habe.

„Fast fürchtete ich“, sagte sie schwer-

müthig. — „Du hättest mich vergessen. Wie traurig war es hier, als alle gegangen waren, Du, Walter und Jesse. Vergiß mir, William, — aber wenn ich so Jaffies glänzende Schönheit dachte, so glaubte ich, Du würdest nicht mehr zu mir kommen.“

William fürhte sich auf's äußerste bedrückt, weil er es wohl wußte, wie elend er das vertrauende Mädchen, das jedes Wort von seinen Lippen sorg, tauschen wollte.

„Ja, Miß Graham ist schön; aber glaube mir, Ellen, — ich kann nur eine Liebe; und diese bist Du!“

Hätte er die Mittel dazu befehen, William würde vielleicht die arme Leidende als sein Weib in ein sonnigeres Klima geführt und alles gethan haben, um so die geschwundene Gesundheit wieder zu erlangen. Aber nicht bloß die moralische Muth und die stillige Kraft, sein fluchwürdiges Unrecht zu sühnen oder auch nur zu bekennen. Mit Ellen sprach er darum nicht von einer Ehe, sondern nur von der Liebe, die er für sie fürhte. Ellen hörte ihm gläubig zu, ohne der bitteren Novemberkälte zu achten, die ihre Glieder durchschauerte. Zwar kühlte William sie sorgsam ein, — zwar zog er ihren Kopf zärtlich an seine Brust, — aber er konnte die schmerzende Kälte nicht von ihr fern halten. Und so war es ihm nicht unwillkommen, einen guten Grund zu haben, zur Heimkehr zu mahnen; denn die Situation war für ihn, den Elenden, höchst peinlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein chinesisches Leichenbegängniß.

Die Chinesen sind allgemein als sparsame Leute bekannt. Es ist jedoch fraglich, ob sie hierin meistens nicht weit mehr der Noth, als dem eigenen Trieb folgen. Jedenfalls lassen sie, wenn sie die Mittel dazu haben, bei besonderen Gelegenheiten gern viel drauf geben. Ja, die Noth der Sitte ist im Reiche der Mitte so groß, daß man sich unter Umständen viel lieber in Schulden stürzt, statt Sparsamkeit zu üben. Die schreckliche Furcht, an Geld zu verlieren, läßt alle Forderungen des gesunden Menschenverstandes in den Hintergrund treten. Keine Familie würde es z. B. über das Herz bringen, zu Neujahr hinter ihren Nachbarn an Schmausereien zurückzutreten, auch wenn sich die Folgen davon für den Geldbeutel auf Monate hinaus in empfindlicher Weise bemerklich machen sollten. Ebenso ist es bei Verdigungen. Ganz arme Schlieder, für die ein einziger Dollar ein kleines Kapital ist, haben nicht selten jahrelang darunter zu leiden, daß sie ihren verstorbenen Vater nicht in einem dünnen und billigen Sarge bestatten lassen wollten, sondern durchaus in einem von didem Holz, der wenigstens 15—20 Dollars kostet. da Holz in China theuer ist. Wer aber als wohlhabender Mann bekannt ist, muß unbedingt für ein stattliches Leichenbegängniß sorgen, wenn einer seiner Angehörigen gestorben ist.

Der bekannte Eisenbahndirektor Scheng, einer der reichsten Leute Chinas, der vor einiger Zeit seinen Vater verlort, hat es sich nicht nehmen lassen, hierin alles zu überbieten, was Shanghai in dieser Beziehung bisher gesehen hatte. Nach chinesischem Sitte blieb der starke Sarg mit der Leiche erst einige Monate im Hause stehen, bis die Zeichendeuter einen günstigen Tag für die Beisetzung gefunden hatten. Schließlich wurde der 20. November dafür angelegt. An diesem Tage betogte sich der aus mehr als 2000 Personen bestehende Zug drei Stunden lang durch verschiedene Straßen der Stadt, damit ihm männiglich sehen sollte. An der Spitze ritten sechs, denen zwei Figuren auf Rollwagen folgten, die dem Todten in das Jenseits voraufeilenden Couvertiere. Natürlich fehlte es nicht an der obersprecherischen chinesischen Musik, die gewiß im Verstande ist, alle bösen Dämonen zu verschrecken, mit ihnen aber sicherlich auch die guten Geister.

Auf die Musik folgten groteske Figuren zu Pferde und dann Soldaten zu Fuß mit fürchterlichen Hellebarden und Dreigedern. Eine lange Reihe von Kulis, die Banner und Schirme trugen, darunter sehr schöne und kostbare Exemplare, schloß sich an. Dann kamen wieder Soldaten — die ganz gemütlich rauchten und Früchte verzehrten! — und Priester, letztere in höchst auffällende Gewänder gekleidet und mit Weisheitsstäben in den Händen. Hieraus folgten mehr als fünfzig von ausländischen Bekannten des Eisenbahndirektors gesandte Kränze; sie wurden an Bombusstangen getragen. Nun erst kamen die eigentlichen Leichentragenden sowie der von nicht weniger als 64 Kulis getragene über und über mit Blumen bedeckte kostbare Sarg. Die nächsten Angehörigen schritten vor dem Sarge und nicht, wie bei uns, dahinter; sie waren aber den Blicken der neugierigen Menge durch eine Art beweglichen Zelttes vollständig entzogen. Die in Beschluß des Zuges bildeten die in Traqgefellen sitzenden Freunde des Verstorbenen. Erwähnt sei noch, daß ein geschlachtetes Schwein, eine todte Ziege und andere für Wahrsage bestimmte Gegenstände im Zuge waren, um mit in die andere Welt zu gehen, wie das Volk glaubt. Die Kosten für dieses großartige Leichenbegängniß werden auf \$2,000 geschätzt.

Widmung der Gabsburger.

In seinen zur Zeit von den Grenzboten veröffentlichten Jugend — Erinnerungen erzählt der verstorbene preussische Kultusminister Woffe auch manche kostbare Geschichte aus dem tollen Jahre 1848. Auch in Marburg waren die Wogen der revolutionären Bewegung unter Professoren, Bürgern und Studenten recht hoch gegangen, freilich nicht ohne einen gewissen Widerstand revolutionärer Elemente. Infolge der Wiener Maiorgänge war dort unter zahlreicher Theilnahme von Studenten eine große Volksversammlung abgehalten und auf dieser der Antrag gestellt worden, das Haus Habsburg der Krone für verlustig zu erklären. Eine beträchtliche Anzahl norddeutscher Studenten unter Führung des Medlenburger Rudolf Evers — er ist später ein ungewöhnlich tüchtiger Mann geworden und als Landrath und Seheimer Regierungs- rath in Wernigerode gestorben — hatte diesem Antrag alle nur erdenkliche Opposition gemacht. Evers hatte auf die Unzuständigkeit der Versammlung und die völlige Unwirksamkeit, ja, Lächerlichkeit eines solchen Beschlusses hingewiesen. Natürlich vergeblich. Mit erdrückender Mehrheit wurde wirklich beschlossen, das Haus Habsburg der Krone für verlustig zu erklären. Da meldete sich der Studiosus Evers nochmals zum Wort und bekam es auch. Er erklärte, er habe dem Beschlusse nicht zugestimmt, sondern — freilich vergeblich — davon abgerathen. Nachdem aber der Beschluß einmal gefaßt worden sei, müsse man sich ihm selbstverständlich loyal unterwerfen, nun aber auch vollen Ernst damit machen. Er beantragte deshalb, eine Commission zu ernennen, die mit der alsbaldigen Ausführung des Beschlusses beauftragt werde. Natürlich entstand ein unangenehmes Hallo und Geräusch. Das Präsidium aber ließ den Studiosus Evers an die Luft setzen.

Für Liebhaber von Motten.

Die unbarmherzige Feindin vieler Pflanzen ist, wie man weiß, die Wissenschaft, denn jetzt hat sie wieder mit einem besonders bei den Frauen verbreiteten Wahn kurzen Proceß gemacht. In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften war es; zahlreicher als sonst sahen das Ewigweibliche vertreten, nicht jenes hyper-elegante sensationeller Premierier, nein, ein „einfach-herzliches Frauenpublikum, alt — „nu“, um sich für die ersten Dinge, die gemeinlich in diesen der Wissenschaft geweihten Hallen verhandelt werden, zu interessieren, noch jung genug, um Belegungen hinzunehmen.

Auf dem Programm stand ein Vortrag des berühmten Chemikers Berthelot; dieser wunderte sich wohl selbst, so viel Damen angelockt zu haben. Allein unter allen Chemikalien giebt es wenige, die den Frauen inniger an dem Gerd ganachien, als jene, die man in alljährlich wiederkehrenden Kreuzzügen gegen unsere Erbfeinde, die Motten, zu Hilfe ruft, und Berthelot sollte mittheilen, was seine wissenschaftlichen Forschungen über den Werth des Naphthalins ergaben, jenes den Ehe-männern verhaßten, den Ehefrauen theuren, so intensiv duftenden Productes.

Das Urtheil lautete niederschnellernd. Dieser große Kenner der modernen Chemie erklärte, daß Naphthalin nur den — Menschen unangenehm werden könne, Menschen und Insekten aller Art, besonders Motten, fühlen sich in naphthalinreichhaltiger Atmosphäre — kannibalisch wohl, sie that auch ihren Familienreuben innerliche Eintrag. Berthelot hat sogar in reinem Naphthalin Motten gezüchtet und er hielt es für seine Pflicht, dem Naphthalin seine Kureole zu rauben. Um die tiefgebeugten Hausfrauen aber nicht ganz hoffnungslos von dannen jieben zu lassen, rief Berthelot, im Felzuge gegen die Motten sich mit Terpentinselens oder Benzol auszukurieren, welche Flüssigkeiten, wie er versichert, bei den Gourmands unter den Motten durchaus unbeliebt sind.

In Bayern werden die Bauernburden jetzt zu „Burschenschaften“ vereinget. Ganz selbstverständlich sind das schlagende Verbindungen, wie Jeder erfahren kann, der eine Tracht Prügel will.

Manchen hohen Baum: Bemerkt man erst dann, wenn man über seine Wurzeln fällt.

Ein Mädchen in San Francisco hat den dortigen Stadtrath aufgefordert, eine Verordnung anzunehmen, wonach derjenige junge Mann, welcher den Heirathsantrag eines Mädchens vernennend beantwortet, wegen unordentlichen Betragens bestraft wird. Dieses Mädchen muß das Schalljahrpräbillegium sehr ernst nehmen.

Das Jahr 1904 zeichnet sich u. a. dadurch aus, daß es 53 Sonnabende und somit für viele Menschen auch 53 Pahlage hat. Also kann man es sich schon leisten, gelegentlich einen der schönen Neujahrs-Vorläge zu verossen, falls man nicht schon damit begonnen hat.

Der schwarze Peter von Serbien soll nun endlich entschlossen sein, abzuwandern. In das Buch der Geschichte wird dieser König als weiser Mann übergeben.